

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische neueste Nachrichten. 1946-1950 1948

128 (2.10.1948)

3. Jahrgang Nr. 128 BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN Samstag, 2. 10. 48

Das Problem der westdeutschen Besatzungskosten Besatzungskosten im allgemeinen und in der französischen Zone

Spanien gestern und heute

Die kürzlich erfolgte Verlängerung des spanisch-portugiesischen Freundschafts- und Nichtangriffspaktes vom März 1939 um weitere zehn Jahre ist fast kommentarlos aufgenommen worden. Man ist in Washington, London und Paris anscheinend zu der Überzeugung gelangt, daß das wirtschaftlich innerspanische Spannen nur durch seine innerpolitischen Spannungen gehemmt ist, aber außenpolitisch gesehen ein Bollwerk gegen den Kommunismus darstellt.

brückerseits protestierende Stimmen

Die kürzlich für die Besatzungskosten in der französischen Zone 160 Mark und in der amerikanischen Zone 70 Mark und in der britischen Zone 108 Mark.

Der Verfasser des folgenden Aufsatzes, Alex. Möllner, Vorsitzender des Verbandes der Lebensversicherungsunternehmen, 2. Geschäftsführender Vorsitzender des Finanzausschusses des Württembergischen Landtages, veranschaulicht an Beispielen, die seinem unmittelbaren Tätigkeitsbereich entnommen sind, ein Problem, das nicht nur die Demontage, sondern auch die Wiederaufbaufrage betrifft.

geteilt worden ist. Betrachtet man den gesamten Zeitraum vom Besatzungsbeginn bis zur Währungsreform, so ergibt sich das Maß der Haushaltslöcher in Württemberg und 42% der Haushalte in Südbaden (die Prozentzahl für Südbaden ist nur infolge des anfänglich guten Aufkommens für die Tabaksteuer günstiger).

Angestellte — nach den neuesten Informationen in Südbaden sogar die Zahlung der Kriegsbeschädigten-Renten — bereitet größte Sorge, der die Regierung ohne grundlegende Änderungen nicht Herr werden dürfte.

Die von dem französischen General mitgeteilten Besatzungskosten betragen demnach je Kopf der deutschen Bevölkerung in der französischen Zone 160 Mark, in der amerikanischen Zone 70 Mark und in der britischen Zone 108 Mark.

US-Fühlnahme mit Spanien

Der Vorsitzende des Militärausschusses des US-Senats, Senator Chan Gurney, der am Donnerstag von General Franco empfangen worden war, soll dem spanischen Staatschef in Madrid mitgeteilt haben, daß sein Ausschuß die Wiederaufnahme normaler Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien nachdrücklich befürwortet.

Das tödliche Histotom

Ein „der Unheimliche“ ein Mörder? — Hauptkläger Werner Hamel suspendiert. Ausläufer. Sollte nicht auch die Spruchkammer zu einem außergewöhnlichen Beweismittel greifen, um in diesem Falle dem Angeklagten einen Beweis für die Harmlosigkeit seiner Versuche zu ermöglichen?

Das freie Wort

Ein Wort über die Lederwirtschaft. Herr A. Grützmann, Karlsruhe, schreibt dazu folgendes: Die unerhöht hohen Lederpreise übersteigen den Normallohn von 35,— bis 45,— DM diese Reparaturen bezahlen kann man fast glauben, daß die Bemühungen der gesamten Wirtschaft übersteigert werden.

Eine Rechnung

Es ist nichts, aber auch nichts vergessen! Der Streit der Ideologen berührt uns eigentlich nicht. Wir halten uns an die Erinnerung, an den empfangenen Eindruck. Der Augenschein ist deutlicher als die Luftspekulierungen theoretischer Sätze.

Interessantes in Kürze

Krokodilströme. In Philadelphia wurde kürzlich in PRD ein Wettbewerb im Weltweitrennen nach dem Schiedsrichter als Kommando zum Anfangen gegeben hatte, bevor sich den Zuschauern ein herzerbeutendes Anblick. Viele von ihnen wurden von Heulen und Jammern der Teilnehmerinnen ansetzt.

Nationalistisches Argentinien

Das Wiederauflieben des von den argentinischen Nationalisten geführten Streites um den britischen Besitz der Falklandinseln läßt erkennen, daß der bei der Konferenz von Bogota geschlossene Burgfrieden, wonach die europäischen Besetzungen in der westlichen Hemisphäre respektiert werden, nicht lange anhalten wird.

Das Problem der westdeutschen Besatzungskosten

Die Besatzungskosten in der französischen Zone 160 Mark und in der amerikanischen Zone 70 Mark und in der britischen Zone 108 Mark.

Das tödliche Histotom

Ein „der Unheimliche“ ein Mörder? — Hauptkläger Werner Hamel suspendiert. Ausläufer. Sollte nicht auch die Spruchkammer zu einem außergewöhnlichen Beweismittel greifen, um in diesem Falle dem Angeklagten einen Beweis für die Harmlosigkeit seiner Versuche zu ermöglichen?

Das freie Wort

Ein Wort über die Lederwirtschaft. Herr A. Grützmann, Karlsruhe, schreibt dazu folgendes: Die unerhöht hohen Lederpreise übersteigen den Normallohn von 35,— bis 45,— DM diese Reparaturen bezahlen kann man fast glauben, daß die Bemühungen der gesamten Wirtschaft übersteigert werden.

Eine Rechnung

Es ist nichts, aber auch nichts vergessen! Der Streit der Ideologen berührt uns eigentlich nicht. Wir halten uns an die Erinnerung, an den empfangenen Eindruck. Der Augenschein ist deutlicher als die Luftspekulierungen theoretischer Sätze.

Interessantes in Kürze

Krokodilströme. In Philadelphia wurde kürzlich in PRD ein Wettbewerb im Weltweitrennen nach dem Schiedsrichter als Kommando zum Anfangen gegeben hatte, bevor sich den Zuschauern ein herzerbeutendes Anblick. Viele von ihnen wurden von Heulen und Jammern der Teilnehmerinnen ansetzt.

Nationalistisches Argentinien

Das Wiederauflieben des von den argentinischen Nationalisten geführten Streites um den britischen Besitz der Falklandinseln läßt erkennen, daß der bei der Konferenz von Bogota geschlossene Burgfrieden, wonach die europäischen Besetzungen in der westlichen Hemisphäre respektiert werden, nicht lange anhalten wird.



Das Einfache in der Kunst

Unter den „sinnlich-sittlichen“ Grundwerten ist das Einfache immer einer der ersten und einer der letzten. Kinder sind einfach und greise Menschen sind es wieder. Auf den Lebensstufen dazwischen verhüllt sich die Einfachheit gern dem Strebenden. Jünglinge stürzen sich kopfüber in das Komplizierte, Männer ringen sich — wenn sie können — in Selbstsucht zum Einfachen durch.

Das Einfache hat einen negativen und einen positiven Pol. Auf der einen Seite grenzt es an das Arme und Dürftige, auf der anderen Seite führt es hinüber in das Große und Tiefe. Es gibt eine Einfachheit vor der Erfahrung und eine Einfachheit nach der Erfahrung. Die zweite ist die im eigentlichen Sinne künstlerische. Die Einfachheit der Volkskunst, die Einfachheit der Frühstile beruht auf Naivität; die Einfachheit der letzten Werke großer Meister auf Souveränität. Dort liegt das Einfache noch vor den Lebenskonflikten, in der Wiege der Unschuld, hier ist das Einfache der Siegespreis für den Kämpfer.

Welcher moralischen Eigenschaften bedarf es, um Einfaches in der Kunst zu schaffen? Es bedarf einer wohlauferäumten Seele, einer Schlichtheit und Reinheit des Herzens, eines Geistes gegen die Eitelkeit, eines instinktiven Absiebes gegen das Aufgehäufte und gegen alles Schein- und Schamwesen. Wer diese Eigenschaften hat, der geht von selbst dem Verwickelten, Verwickelten, Umständlichen aus dem Wege, dem fällt es leicht, zu verzichten, weiß er doch das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, er schafft das Einfache und geht damit unmittelbar auf das Schöne zu.

Der künstlerische Gegenwert des Einfachen ist das Virtuöse. Das Einfache ist unachahmbar, das Virtuöse ist nachahmbar. Einfachheit ist Gnade, Virtuosität ist Verdienst. Wer sich als Bildhauer nach dem Einfachen als letztem Ziel sieht, träumt vielleicht davon, etwas zu schaffen, so einfach wie die Grabsteine eines Mädchens (sog. Stele Giustiniani in Berlin), wer nach der Virtuosität des Meißels strebt, kann sich nicht losreißen von der Laokoon-Gruppe.

Einfach und innig wie ein Volklied ist Dürrers Federzeichnung von 1511 (Berlin) der Maria mit dem Kinde auf dem Knie an einem Baum. Sparsam in Linien und versöhnlich in Raum- und Lichtverteilung ist Rembrandts kleine Radierung der Brücke (von 1643). Wunder an Einfachheit, Klarheit und Reinheit sind Hans Holbeins d. J. Bildniszeichnungen, z. B. die Kreidestudie der Dorothea Meyer zum Darmstädter Madonnenbilde (1525, Basel).

Glaukt man nicht, diese paar Dutzend Striche auch zeichnen zu können? Wer es versucht, wird bald mit tiefer Resignation die Kreide aus der Hand legen: diese wenigen Linien sind unter ungezählten möglichen die unentbehrlichen: sie zu sehen und die anderen zu übersehen, sie zu zeichnen und die anderen wegzulassen, das ist eben die Kunst.

Mörkes Verse „Früh, wenn die Hähne krähen“ oder das Abendlied des Matthias Claudius „Der Mond ist aufgegangen“ — in die schlichtesten Formen sind Uralaute des Herzens eingegangen. Das ist Einfachheit, nicht was seltsamer Armut fließend, sondern aus seltsamem Reichtum. Etwas wunderbar Beruhigendes haften den einfachen Kunstgebilden an. Ein für allemal scheint ein Gefühl in Worte gegossen, ein Erlebnis Melodie, ein Anblick Bild geworden zu sein. Das das Einfache an sich schon klar ist, klärt und erklärt es uns die rätselhafte Welt.

Prof. Dr. Wilh. Waetzold (WSP)

MAX SLEVOGT

Zum 80. Geburtstag des großen Impressionisten am 8. Oktober

Der Impressionismus, die große Entdeckung der Malerei aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ist in der letzten Zeit zugunsten einer neuen, auch den Expressionismus überholenden Sehweise mehr oder minder stark verdrängt worden. Welche malerischen Werte der impressionistische Stil enthält, wurde den Karlsruhern anlässlich der Ausstellung von Werken Otto Dills im Badischen Kunstverein deutlich. Max Slevogt, ein Landsmann Dills, der neben Max Liebermann als der bedeutendste Vertreter des Impressionismus in Deutschland gilt, wurde 1868 in Landsberg geboren. Als Sechzehnjähriger kam er bereits an die Münchener Akademie und siedelte 1890 nach Berlin über. Doch ist ihm zeitweilig die Liebe zu seiner pfälzischen Heimat geblieben, von der er immer wieder zurückkehrte. So weilte er in seinen letzten Lebensjahren den Sommer über regelmäßig auf seinem Landsitz Neu-Kastel in der Südpfalz, wo er 1932 gestorben ist.

Das stüdeutsche Element hat den Menschen wie den Künstler geprägt. Im Vergleich mit dem Preußen Menzel etwa, der ihm in der schöpferischen Potenz durchaus kongenial war, läßt er die strenge Zucht und Gediegenheit vermissen. Er ist phantasievoller, improvisatorischer, beschwingter. Aus der Fülle der Erscheinungsformen greift er mit instinktiver Sicherheit den spannendsten, wirkungsvollsten Moment heraus, den er gleichzeitig in voller Bewegung festhält. Erstaunlich ist die scheinbar mühelose Leichtigkeit seines Gestaltens. Sein bevorzugtes Mittel ist die Farbe, die er virtuos beherrscht und in ihrem ganzen Duft und Schmelz zur Geltung zu bringen weiß. Mit biblischen Stoffen, Stillleben und Bildnissen fing er an, um schon zu Beginn unseres Jahrhunderts mit seinen bekanntesten Andraße-Bildern zu europäischem Ruhm aufzusteigen. Selbst das Besondere, das seiner flüchtig improvisierenden Art eigentlich fern liegen müßte, hat er gemeistert und in einer Kirche in Ludwigschafen zu hoher Geltung gebracht.

Eine Würdigung des Künstlers wäre durchaus unvollständig, wollte man sein umfangreiches graphisches Werk nicht berücksichtigen. Die Graphik entsprach, mehr als dies von irgend einem anderen Künstler bekannt ist, seinem

Temperament in höchstem Maße. In Zeichnungen und Aquarellen, in Skizzen und Illustrationen breitet er in schier unerschöpflicher Fülle die Welt seiner Phantasie vor uns aus. Schon die Wahl der Themen ist bezeichnend für ihn.

Da ist vor allem Mozart, dessen beschwingte Heiterkeit dem Wesen des Pfälzer Künstlers sehr entgegenkam. Die Blätter zur „Zauberflöte“ und zum „Don Juan“, Illustrationen zu Grimms Märchen, zu Homer, Don Quichote, Macbeth, Rübezahl die Lithographien zu Ali Baba, Sindbar der Seefahrer und „Faust“, Szenen zum „Lederstrumpf“ und wie die Stoffe alle heißen, die ihm mit ihrem mythischen oder märchenhaften Gehalt reizten. Kein Wunder, daß ihn die „Jugend“ und der „Simplicissimus“, durch die ein Wilhelm Busch auf die Bahn seiner humoristischen Bilderbogen gedrängt wurde, schon in seiner Frühzeit zur Mitarbeit heranzogen. Er wurde zum bedeutendsten Illustrateur der neueren Kunst und wird es bei dem auffälligen Schwund graphischer Begabungen noch lange bleiben.

Bei aller Würdigung der künstlerischen Verdienste Slevogts ist nicht zu leugnen, daß sein Schaffen in einer Welt wurzelt, die für uns vergangen ist, unwiederbringlich verloren. Die genießerische Unbeschwertheit bürgerlicher Prägung aus einer auch an Kulturgütern satten Zeit ist angesichts der heutigen Not und der durch und durch veränderten Seelenlage nicht rekonstruierbar, oft nicht einmal mehr voll erlebbar. Die üppige, schwerelose Lebensfülle hat einer nüchternen, oft skeptischen Weltbetrachtung Platz gemacht, die Kunst plagt sich ab mit Problemen, sie kündigt nicht mehr das volle Leben, das für viele recht schmal geworden ist, sie theoretisiert und experimentiert mit Neuem und Atherneum und Überneuem, ohne doch wirklich etwas Neues aussagen zu können. Darum wirken Slevogts Schöpfungen fast schon so wie die großen Werke der Klassik: wir bewundern sie vielleicht, wir vermögen sie uns aber nicht mehr zum vollen inneren Besitz zu machen. So erscheint uns der Künstler, wie einmal treffend gesagt worden ist, als „die Inkarnation bürgerlich-individualistischer Künstlertums in seinen besten Zeiten“. Dr. G.



Max Slevogt

Feststunde (1900)

Das mutige Boot / Von Wilhelm Schmidbann

Der Sturm sprang gegen das Haus, daß es schwankte und mal eher in der Kabine eines Luftschiffes sich fortzubewegen glaubte. Dieses Getöse von übermächtigen Fäusten an den Fensterrahmen, dieses Gebrüll einer unfassbaren Stimme, die geisterhafte Bewegung der Buchseite, die man gerade umblättern wollte, der Tischdecke, der Vorhänge an den Fenstern in die durch unsichtbare Ritzten der Wind fuhr: das alles machte die Nacht unwirklich genug, daß wir die Kanonenschläge, die plötzlich in das Getöse rhythmisch und abgetrennt hineinschlugen, gar nicht verwunderlich fanden.

Ein Schiff in Not Wir zwangen mit angestemmen Schultern die Tür, uns hinauszulassen. Der Wind war so stark, daß man sich gegen ihn anlehnen konnte wie gegen eine feste Masse. Aus unseren Köpfen vorgestreckte Schiffsbugen machten, bohrten wir uns zum Rettungshaus vor. Wir erlitten die Richtung aus unserem Erinnerungsbild. Die Schüsse wiederholten sich. Die Weltgewalt des Sturms ward klein von der Furcht und dem Lebenswillen der ungeschunden Menschen draußen. Wir sahen sie vor uns, Gesichter, Leiber, Arme und Beine, an die Bordwand geklammert. Obwohl man nicht einmal vom Schiff selbst etwas wahrnahm. Wir hörten nur die Stimme seiner Kanone wie das kurze erklickte Bellen eines Hundes, der sich in einem brennenden Haus eingeschlossen sieht.

Am Rettungshaus schoß unvermutet Fackelschein auf. Der Mensch zündet sich sein Licht in der Nacht an. Im Schein der vorweltlichen Gestalten der Schiffer, in Lederjacken, Lederhüten. Die schweren Stiefel, die bis über die Hüften hinaufreichten, gaben ihnen den Schritt von Ungetümern einer Fabelwelt. Doch unter den Hüften die vertrauten Gesichter, langbärtig, die blauen Augen in gewohnter Ruhe.

Im Innern der Herzschnalle saß an dieser Ruhe. Gegen den Schritt dieser Stiefel kam kein Sturm auf. Das lange Boot wurde auf Schienen durch den Sand geschoben. Unter Gesang. Ja! Aus diesen Bartgesichtern, von denen man selten ein Wort hört, die eher stumm geschienen hatten, tonte heller, scharfer Schrei. Es waren Männer und Greise, alle zu Jünglingen geworden. Sie fletchten den Sturm nicht um Gnade an, sie trotzten ihm, forderten ihn noch heraus. Es war kein breiter Strand da. Wie das Wasser

in einer Badewanne war das Meer gestiegen, und da, wo sonst Menschen lagen und die Sonne einatmeten, sprang Wasser. Wir sahen es nicht, wir hörten es nicht einmal in dem allgemeinen Lärm, wir standen plötzlich bis an die Knie darin.

Das Boot hob sich, merkwürdig lange Ruder holten aus, und schon war das Boot von der Nacht eingeschluckt. Verlorene Punkte sind nun diese Menschen und jene anderen auf dem fernen Schiff in dieser Einöde von Wasser und Schwarz.

Wie sollen wir auf Sieg warten? Jetzt, da die Ruhe der kleinen blauen Augen von einem weggetan ist, verzagt man. Einigen Zuschauern beginnen die Zähne zu klappern, eine Frau ruft in schrecklichen Schreien Gott an. Sie wiederholt immer dieselben Worte, und sie muß sie tausendmal wiederholen, nach langen erschöpfenden Pausen immer von neuem. Denn lange dauert das Dunkel und der ewig unveränderte Lärm des Weltraums.

Endlich, nicht längst gesehen, sondern unvermittelt und kaum wahrgenommen, schon dicht vor uns, wirft sich das Boot aus dem Maul der Nacht heraus, wie ein Fisch vor dem Verfolger aus dem Meer in die Luft schnellt. Es schnappt nach dem Ufer. Es ergreift, als ob es Glieder hätte, den Sand.

Was an Händen da ist, packt an und zieht. Wutend spielt noch eine Welle über alle hin, die das Boot zurückkreuzen will. Dann steigen die Lederhändler aus dem Boot. Ruhig wie vorher sind die Augen. Ihre Arme heben fremde Menschen aus Land, niedergeschlagene und stumme, Männer, eine Frau, die den Rock über das Gesicht geschlagen hat, nicht zu sagen, aber der Wind oder die eigenen Hände ihn hochgehoben haben.

Und dann schält einer der Lederhändler noch ein Kind aus seiner Lederjacke und Wellstewe heraus, das er nicht in den Sand stellt, sondern in seinen Armen hält, fester als je eine Mutter ihr Kind festhält, das ihr genommen werden sollte.

Gedanken von Georges Bernanos

Es gibt Tage, an denen man sein Gewissen auszuspielen möchte. Der Mensch hat ein hartes Herz und gefühlvolle Eingeweide. Weisheit ist ein Gebrechen des Alters.

Die Krisis des Christentums

An dem Buch von Wilhelm Nestler: „Die Krisis des Christentums, ihre Ursachen, ihr Werden und ihre Bedeutung“ (Verlag Heinrich F. C. Hansmann, Stuttgart) sollte die Öffentlichkeit nicht achtlos vorübergehen. Nicht etwa, weil anzunehmen wäre, daß jeder Leser jeder Seite zustimmt. Was trotz vielfachen Widerspruchs das Werk so wertvoll macht, ist dies: Es zeigt dem Leser rückwärts die Lage von Christentum und Kirche (beider Konfessionen) und stellt ihn vor die Notwendigkeit, seinen inneren geistigen Besitz immer wieder zu prüfen und sich seiner zu vergewissern. Unter diesem Gesichtspunkt ist es darum auch kein Unglück, wenn der Verfasser vielfach in seiner Kritik zu weit geht. Mehr als genug sieht er die Dinge trotzdem nicht richtig. Denn das Christentum steht heute noch immer in einer Krisis, wir müssen freilich oft gegen den ehrwürdigen Verfasser sagen: das muß wohl so sein und wäre schlimmer, wäre dem nicht so. Andererseits fassen wir das, was am Christentum das Wesentliche ist, wiederum nicht so eng, wie der Verfasser, so daß wir mit ihm ausschließlich die freilich klassische neustestamentliche Form bloß als das Christentum anerkennen und jede spätere aus der Entwicklung entstandene Gestalt als eine Entartung oder Verleugnung bezeichnen müßten. So gesehen wären allerdings die ausgiebig geschilderten späteren Geistesströmungen und Geistesströmungen von der Renaissance bis in unsere Tage widerchristliche Dinge. Und doch — und das ist nun das, wenn auch nur knapp geschilderte, Positive an dem vorliegenden Werk — will der Verfasser das Christentum an dem von ihm hochgeschätzten Idealismus und Humanismus anknüpfen, die bereits in der Welt gesehneten Einfluß gefunden hätten, wäre nicht die Romantik dazwischen geraten, die bei manchem Guten gleichwohl den religiösen Fortschritt gehemmt hätte. Auch hierzu ließe sich noch manches sagen. Allein aber, schon um jedes Mißverständnis zu verhindern, verdient unbedingt auch gesagt zu werden: Auch für den Verfasser gibt es keinen Ausweg aus der Krise ohne Jesus, der uns Christen wieder ehrliche Menschen zu werden heißt und dazu die Kraft verleiht, „alle Heuchelei und alles Überleben in der Religion abzutun und der Wahrheit die Ehre zu geben“. Dann erst werde sich, um mit dem Schlußwort des ganzen Buches auch hier zu schließen, „das Wort des johanneischen Christus erfüllen: Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Bruno Goldschmidt.

Erntedank

Du segnest Gott, der Bauern Mühe. Du segnest Stall und Haus und Dach Und blickst im Licht der Morgenfrühe Den Schnittern und den Wagen nach Und stehst am Abend vor den Ställen, Legst sanft den Schlaf auf Mensch und Tier. Indes am Hang die Trauben schwellen — Nur noch der Brunnen spricht mit Dir. Du gott der Aussaat und der Scheuern. In ew'ger Wandlung wandellos. Was je gereift in deinen Feuern, Fällt doch zuletzt in deinen Schoß. O. G.

Der Zigeunerbaron im Entstehen ...

... diesmal nach langer Zeit wieder auf der Bühne des Staatstheaters. Endlich geht der Wunsch so vieler Liebhaber der Operette in Erfüllung und eine der „richtigen“ klassischen Operetten kommt zur Aufführung, von denen der Zigeunerbaron doch eine der schönsten ist. Der Wunsch nach der klassischen Straußoperette ist schon insoweit

schon ein Blick auf den Probenplan überzeugt uns davon, daß ein neuer Geist herrscht, welcher scheinbar nicht nur durch die Währungsreform inspiriert wurde, denn außer dem Zigeunerbaron nicht da „Walzer“, der „Barbier von Sevilla“, „Wie es Euch gefällt“ und im Kleinen Haus „Der Herr im Haus“ auf dem Zettel. Nun, die Stimmung scheint trotz der prekären äußeren Situation oder der größeren Arbeit nicht gelitten zu haben, wobei die gelöste Atmosphäre allerdings auch mit aufgesetztem Galgenhumor nichts zu tun hat.

Auf der Bühne herrscht schon die richtige Publistimmung trotz Straßenkleid und -Anzug und der fehlenden Dekorationen. (Unsere Operette kommt anscheinend nicht so leicht aus Ungarn wieder heraus). Der Regisseur Arthur Chwalek und seine Solisten Bollmann, Walz, Löser, Schuster, Giesler, Elstner, Neugebauer und Kiefer dazu der Chor probieren immer wieder neue Stellungen und überlegen neue Pointen. Rolf Schickelie verhandelt mit dem Chor, die Souffleuse macht sich ihre Notizen, der Repeater verfolgt und begleitet alles immer wieder, also insgesamt ein turbulenter Wirbel, in dem doch eine organische Ordnung herrscht. Es ist überhaupt eine Freude, Chwalek bei der Probe zuzusehen: sehr beweglich, überzeugend mit seinen Argumenten und darauf bedacht, aus jeder kleinen Phase die bestmögliche Wirkung herauszuholen, um das Ganze dann mit einer beinahe filmischen Präzision ablaufen zu lassen. Solisten und Chor gehen dabei mit einer Bereitwilligkeit und Aufgeschlossenheit mit, welche allerdings nur auf Grund des Stöckchens und -Vertrauens so harmonisch sein kann.

Chwalek hat übrigens aus dem teilweise doch sehr antiquierten Text durch neue Schüttelreime ersetzt und sich noch nach andere Überraschung im Handlungsablauf ausgedacht, wobei der konservative Zuschauer beruhigt sein darf; es wird nichts gewaltmäÙig „modernisiert“. Auch die Ausstattung verspricht den Vorstellungen zu entsprechen, welche man von einer solchen Operette



Foto Bauer (2)

gemeinhin hat; trotz obligatorischem Materialmangel „hat die Direktion weder Mühe noch Kosten gescheut, dem verehrlichen Publikum das Beste zu bieten!“ Der tiefe Eindruck, den dieser Probenbesuch bei uns hinterließ, schraubt unsere Erwartungen bezüglich der Premiere diesmal auf ein besonderes Maß. Beim Kassenzettel werden sich wohl auch die Erwartungen des Theaters erfüllen, und einige Sorgenfalten weniger zu bemerken sein.

Dichterstunde Julius F. Schieke

Es ist ein höchst anerkennenswertes Unterfangen des Direktors der Stadt, Volksbücherei und Lesehalle Hermann Prestel, sich der Dichter unserer Stadt anzunehmen und sie dem Publikum mit charakteristischen Proben ihres Schaffens vorzustellen. Diese oft schwer um ihre Existenz ringenden Künstler, an denen Karlsruhe nicht gerade reich zu sein scheint (oder werden durch die Dichterabende noch unbekannte Talente „zutage gefördert“), verdienen es

daß man ihnen einmal Gelegenheit gibt, von ihrer Arbeit Zeugnis zu geben. Als ersten Dichter in der „Geistigen Karlsruher — Schaffende am Buch“ genannten Reihe stellte Direktor Prestel Julius F. Schieke vor. Er kam von der Bühne her (über die Ausführung seines Dramas „Der Mandarin“ in Mecklenburg haben die BNN seinerzeit berichtet) und lebt seit 1935 in Karlsruhe, das ihm nach seinem eigenen Zeugnis zur „Lebte in der Religion abzutun und der Wahrheit die Ehre zu geben“. Dann erst werde sich, um mit dem Schlußwort des ganzen Buches auch hier zu schließen, „das Wort des johanneischen Christus erfüllen: Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Bruno Goldschmidt.

„Die besten Jahre unseres Lebens“ Es ist gleichgültig bei diesem Film in welchem Land er gedreht worden ist, denn die seelischen Probleme, mit welchen heimkehrende Soldaten fertig werden müssen, sind überall die gleichen. Und selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, es ist dabei unwichtig, wie das Dekoratum beschaffen ist. Denn die Typen, deren Schicksale hier behandelt werden, hat es in jedem Land gegeben: Der Sergeant, welcher im Zivilberuf Bankier und glücklich verheiratet ist, weiß am ersten Abend nichts von seiner Familie anzufangen, geht in eine Kneipe und besüßelt sich sternhaugvoll. Oder der schmucke Fliegermajor, mit vielen Orden, welcher im Zivil nur Verkäufer ist und dessen Ehe mit einer oberflächlichen Frau zerbricht, weil sie ihre Ansprüche nicht reduzieren kann. Zum Schluß der Matrose, welcher bei der Hande verloren hat und seiner Braut nicht so viel Liebe zutruht, daß sie diesen Umstand nicht nur aus Mitleid in Kauf nimmt, wobei zu bemerken ist, daß gerade diese Szenen, trotz aller Realistik, mit großem Takt verarbeitet sind.

Der Film ist nicht erschütternd, er gleitet nur die Erlebnisse dieser Männer, so wie sie sich im Leben abspielen, und gerade deshalb ist der Streifen einer der gültigsten Dokumente des Nachkriegsfilms. Zunächst zeigt er einen Querschnitt durch die amerikanische Gesellschaft einmal ohne die obligatorische rosarote Hollywoodbrille. Gewiß, der Film hat auch Schwächen (manche Szenen erscheinen unendlich breit ausgewälzt) aber das Positive überwiegt so stark, daß der tiefe Eindruck nicht verdrängt werden kann. Von dem Schauspielern übertrumpft, Frederic March alle seine Mitspieler mit seiner unerhörten differenzierten Darstellung, obwohl auch Dana Andrews, die sehr frauliche Myrna Loy, Theresa Wright, Virginia Mayo und der kriegsversehrte Harold Russell in ihren Rollen gut gefallen. Als Regisseur zeichnet William Wyler verantwortlich. Wie schon so oft hatte sich die Kurbel gestern abend in den Dienst der öffentlichen

Aus den Karlsruher Filmtheatern

„Die besten Jahre unseres Lebens“

Wohlfahrt gestellt, da der Reinerlös der festlichen Premiere Kriegsbekämpfenden zugeführt wurde. Bürgermeister Dr. Ball würdigte die Verdienste der Kurbel und gab bekannt, daß mit der Veranstaltung das Hilfswerk der hiesigen Notgemeinschaft eröffnet werden sei. Da auch die amerikanische Filmverwaltung sich in dem Dienst der Sache stellte, wies die Schicks, welche Dr. Ball vier Schwerkriessbeschädigten im Auftrag der Kurbel überreichen konnte recht ansehnliche Summen auf.

Fahrfilm „Schwarze Narzisse“ im Fall

Dieser große englische Fahrfilm der Katie Lion hat überraschend schnell den Weg nach Karlsruhe gefunden: er wurde erst im Juni dieses Jahres in London uraufgeführt und kam im Juli in Hamburg zur Erstausführung. Bei dieser raschen Übermittlung konnte der Film natürlich noch nicht synchronisiert werden, ein Nachteil, der durch die Handlungsbeschreibung zu Beginn der Aufführung unzulänglich wettgemacht wird. Trotzdem hinterläßt die Vorführung in der Originalfassung einen starken, nachhaltigen Eindruck, der primär auf den ungemein farbenprächtigen Aufnahmen der exotischen Welt Indiens und der Himalaya beruht. Bei aller Intensität der Lichteffekte wird nie die Grenze des Süßlichen und Kitschigen überschritten. Die Handlung hält sich erhellend fern von jeder Sensation, wenn man sie nicht darin sehen will, daß das uralte und gerade im Film bis zum Exzess abgewandte Thema der Eifersucht zwischen zwei Frauen hier in einer ungewöhnlichen Verkleidung auftritt: in Nonnentracht! Immerhin ist die Gefahr des Anstößigen vermieden und psychologisch Glaubwürdigkeit gewährleistet, so daß auch in dieser Hinsicht der Film zu einem starken Erlebnis werden kann.

Wieviel Kintöpfe gibt es auf der Welt? Der Film hat die Welt erobert. Die Folge ist, daß es heute in der ganzen Welt 8640 Lichtspielhäuser gibt. Überraschenderweise führt Europa dabei mit 327 Theatern. Die Vereinigten Staaten mit 18 765 führen in den einzelnen Ländern. Rußland hat mehr als jedes andere europäische Land — 17 900. (HWI)

Spiegel der Heimat

Ganz Deutschland blickte einst hierher...

Das Karlsruher Ständehaus — das erste deutsche Parlamentsgebäude

Mehr als sonst gehen im Jahrhundertjahr der Revolution die Blicke auf jene Politiker und Staatsmänner, die mit den Ereignissen von damals Zusammenhang haben. An vielen Orten beschränkt man die Geschehnisse von damals. In Frankfurt erstand die Paulskirche aus ihren Ruinen. Ist es da nicht eine Ehrenpflicht, auch in Karlsruhe die Erinnerung an ein Baudenkmal neu zu beleben, das eng mit der Revolution von 1848 verbunden ist?

Es ist das Karlsruher Ständehaus, das erste Gebäude eines deutschen Parlaments. Schwere Wunden hat ihm der zweite Weltkrieg geschlagen. Nur die Umfassungsmauern sind von seinem Hauptbau erhalten geblieben. Kaum beachtet, steht es am Ende des Friedrichsplatzes an der Ritterstraße, das Versammlungshaus der badischen Landstände und des späteren Badischen Landtags. Kein geringer als Friedrich Weinbrenner hat es selbst entworfen. Johann Peter Hebel selbst hielt im Oktober 1829 die Huldigungsrede bei der Grundsteinlegung. Feierlich wurde es im November 1832 von den Landständen in Besitz genommen und als „neuer Tempel des Vaterlands“ gepriesen.

Über ein Jahrhundert bot es der badischen Volksvertretung Unterkunft. Es war ein immerwährendes Kommen und Gehen, ein unablässiges Ringen und Kämpfen. Mochten Freunde oder Gegner des Verfassungslebens am Ruder sein, mochten Kabinette stürzen und Regierungsformen wechseln, das Ständehaus blieb der Mittelpunkt des politischen Lebens des Volkes. In seinem Rondell traf sich, Jahrzehnte hindurch, die politische Elite des badischen Landes. Wir brauchen kein Wort dem hinzu zu fügen, was Franz Schnabel von dem ersten badischen Landtag im März feststellte: „Ganz Deutschland blickte nach dem Ständehaus in Karlsruhe, wo die umliegenden Volkshäuser die Fragen der Einheit und Freiheit zum erstenmal öffentlich erörterten.“

Politische Kämpfe auszufechten, war schon damals kein leichtes Unterfangen. Die Ständeversammlungen von 1825 und 1828 mußten ohne jene Bahnbrecher des demokratischen Gedankens abgehalten werden, die sich bei den ersten Landtagen bei der Regierung unbeliebt gemacht hatten. Jenen Ja-Nicker-Parlamenten aber folgten die großen Versammlungen von 1831 und 1833, 1837 und 1840, 1847 und 1848. Vergeblich mühte sich ein Metternich, dem Strom der Karlsruher Motiven hemmende Dämme entgegenzusetzen. Es war umsonst. In aller Offenheit erörterte man in Karlsruhe die bewegenden Fragen des politischen deutschen Lebens. Von weither eilten Journalisten, Diplomaten, Gelehrte ins Karlsruher Rondell. In ihm focht Wecker um die Pressefreiheit. Dort forderte Rotteck die Schaffung einer „wahren Nationalrepräsentation“ beim Bundestag. In seinen Hallen kämpfte Mittelmaier um die Erneuerung der Gemeindeordnung. Im Ständehaus besetzte man 1833 die Opposition gegen den Anschließ-Baden an den Zollverein. Ein denkwürdiger Tag in seiner Geschichte war es auch, als 1837 der junge Freiburger Abgeordnete Franz Josef Buß erstmals in einem deutschen Parlament ein umfassendes Sozialprogramm entwickelte. Hecker und Welcker, Lizstler, Bassermann, Zentner — sie alle riefen von Karlsruhe aus zur Erneuerung des politischen deutschen Lebens auf und zur Schaffung einer echten, freiheitlichen Demokratie.

Das Rondell an der Ritterstraße blieb auch nach dem Scheitern der Paulskirche Tagungsort der Abgeordneten. Jede Sitzungsperiode, jedes Jahrzehnt brachte neue Namen. Parteien entstanden, wuchsen und vergingen. Die Konservativen, die Nationalliberalen, die Kath. Volkspartei und die Freisinnigen, Zentrum, Demokraten, Sozialdemokraten, sie alle entsandten ihre Vertreter. Wer immer sich mit der Geschichte jener Jahre befaßt, wird auf ihre Namen stoßen: auf die Lamme und Gerwig, Jolly und Eisler, Lohr, Hansjakob und Lender, Waacker und Geck, Muser und Venedey.

In den 80er Jahren wurde die Halle des Ständehauses nach dem Garten hin erweitert. Nach der Jahrhundertwende fügte

man den heute noch erhaltenen Neubau an der Ritterstraße hinzu. Feierlich beging man im August 1918 noch das 100-jährige Verfassungsjubiläum. Wenige Wochen später schon behüte der politische Umschwung das Ende des selbsterhaltenen Zwei-Kammer-Systems. Der Landtag des neuen Freistaates Baden begann im Rondell seine Sitzungsperioden. Neue Männer waren zu den alten Parlamentariern getreten. Remmele und Marum, Schofer und Köhler, Schmitt und Trunk, Hellpach und Haas wurden mit vielen andern die Sprecher der badischen Parteien. 1933 veränderte der Landtag erneut sein Gesicht. Nur dreimal trat er im Mai und Juni noch zusammen, um schließlich „bis auf weiteres vertagt“ und bald darauf endgültig aufgelöst zu werden. Die Zeit der Diktatur hatte begonnen.

Entschwunden sind die großen Tage, an denen im Karlsruher Ständehaus badische Geschichte gemacht und deutsche Geschichte mitgestaltet wurde. In die Mauerreste des Rondells scheint der blaue Himmel. Im Neubau von 1905 haben Verwaltungsdienststellen ihren Sitz aufgeschlagen. Nur im Kellergeschoß lebt die Welt von einst noch weiter. Dort stehen, von einer treuen Bibliothekarin sorgfältig gehütet, in langen Reihen die Bände der Ständehausreden und Landtagsprotokolle. 572 sind es an der Zahl. Was je ein Abgeordneter gesprochen hat, steht hier schwarz auf weiß verzeichnet. Kostbarer Besitz bedeutet auch die Kartothek der Landtagsmitglieder. Manche der führenden Persönlichkeiten im politischen Leben der Gegenwart hat sich in ihr als junger Parlamentarier eingeschrieben. Manche Photographie vergangener Jahrzehnte ruft die Erinnerung an die Politiker von damals wach.

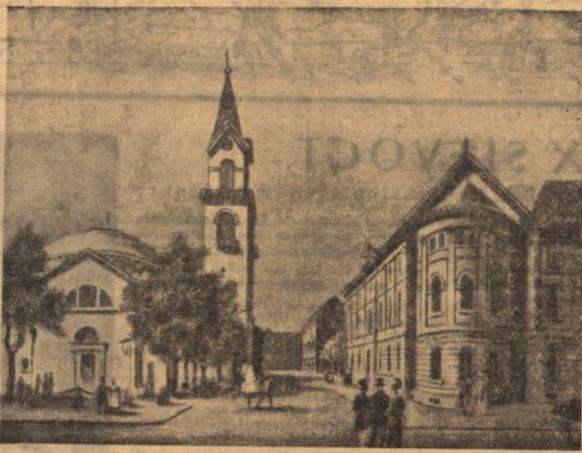
Soll das Leben aus dem Ständehaus, dem ersten deutschen Parlamentsgebäude, für immer entschwunden sein? Soll das Weinbrenner-Bauwerk Ruine bleiben, weiterhin verwahrloht und zerfallen? Noch hoffen wir, daß auch hier bald der Schutz abgehoben und das Haus gerettet wird. Wie immer sich die staatlichen Verhältnisse des südwestdeutschen Raumes in der Zukunft auch gestalten mögen, es ist eine Ehrenpflicht für den Staat wie für die Parteien, dieses an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Baudenkmal aus der Frühzeit des Verfassungslebens zu erhalten. Im Zeichen des Jubiläumsjahres 1948 ist die Frankfurter Paulskirche aus den Trümmern neu erstanden. Möge auch das Karlsruher Ständehaus im Anschluß an die Erinnerungsfeste der 48er Revolution vor weiterem Zerfall gerettet und bald einer Bestimmung zugeführt werden, die seine Bedeutung als Wiege der verfassungsmäßigen Freiheit und Kampfes der demokratischen Bewegung würdigt ist. Dr. S.

Der Ausbau des Hochrheins

Der Staatsvertrag für den neuen südwestdeutschen Staat enthält im 4. Abschnitt (Besondere Bestimmungen), Artikel 11, Abs. 12 u. a. auch Bestimmungen über den Ausbau des Ober- und Hochrheins. Darunter ist neben dem Wiederaufbau und Ausbau der oberrheinischen Häfen Mannheim und Karlsruhe in Verbindung mit der Elektrifizierung der Bahnhöfe auch die Schiffbarmachung des Hochrheins zwischen Basel bzw. Rheinfelden und dem Bodensee zu verstehen.

Dieses Projekt war schon früher Gegenstand von Beratungen. Da als Anlieger auch die Schweiz über ein Mitspracherecht verfügt, sind zu gegebener Zeit erneut Verhandlungen mit schweizerischen Behörden erforderlich. Die Pläne tauchten schon vor dem ersten Weltkrieg auf, wurden nach diesem erneut aufgeworfen und kurz vor dem zweiten Weltkrieg hatte man den Eindruck, daß mit den Arbeiten bald begonnen werden sollte. Offenbar war der Bremshebel in Berlin zu suchen, wo man die 80 Millionen deutschen Kostenanteils bereits für den Rüstungshaushalt des kommenden Krieges reserviert hatte.

Ob in fünf oder mehr Jahren es die finanzielle Lage eines neuen deutschen Staatenbundes im allgemeinen und des neuen südwestdeutschen Staates im besonderen erlaubt, an die Verwirklichung dieses Projektes zu denken, mag nur von sekundärer Bedeutung sein. Einmal wird dieser Ausbau kommen müssen; denn der Rhein wird als internationale Wasser-



Karlsruher Ständehaus und Ständehaus um 1840 (Statistisch von Joh. Poppeh)



Stefanskirche, Pfarr- und Ständehaus im derzeitigen Zustand (Foto: Archiv)

straße an Bedeutung wachsen und seine Ufer werden mehr und mehr auch von Oberen Umschlüge übernehmen. Der politische und wirtschaftliche Konnex der Beneluxländer und darüber hinaus Großbritannien und Frankreichs werden die Schifffahrtsstraße dank ihres vergrößerten Mündungsgebietes und der zahlreichen Zubringerstraßen in Form von Kanälen und Nebenflüssen einer internationalen Belegung zuführen, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten nur weitestgehende Verkehrsstrategen zu ahnen vermochten. Aus diesem Grunde und in diesem Blickfeld gesehen beansprucht der projektierte Ausbau des Hochrheins unsere besondere Beachtung. Die Vollendung der Rheinschiffahrtsstraße von Bodensee bis zur Nordsee würde den Anschluß an wichtige Bodenseehäfen, Eisenbahnlinien und Kanäle bedeuten. Z. B. den an die Linien München-Lindau, Stuttgart-Ulm-Friedrichshafen, an die Schwarzwaldbahn in Konstanz, an die verkehrswichtige Arlbergbahn in Bregenz, sowie an die Bahnhöfe nach der Schweiz (St. Gallen, Zürich u. a.), von jenem an die vielen zweigleisigen Verkehrsleitungen abgesehen. Der Bodensee würde damit aufhören, nur ein internationaler Binnensee zu sein. Aber auch die Industrie am Hochrhein und der Holzumschlag des Hochschwarzwaldes können nicht minder an einem so langen Wasserweg interessiert sein. Das Naturschauspiel des Rheinfalls kann durch den Bau eines Umgehungskanals erhalten bleiben.

Dem Land am Hochrhein, landschaftlich ein romanisches, noch zu wenig bekanntes Rheintal mit reizenden Stadtsilhouetten wie Säckingen, Laufenburg und Waldshut, steht durch den geplanten Ausbau eine verdiente wirtschaftliche Belegung bevor, von der wieder viele Teile der verzweigten Wirtschaft gewinnen können. Zu den Wimpeln der deutschen, französischen, schweizerischen, holländischen und belgischen Rheinschiffe kämen alsdann noch österreichische. Die Verbindung aller Rheinhäfen mit dem Bodensee und der Industrie am Hochrhein würde eine Bereicherung der modernen Hanse am Rhein bedeuten. Das Rheindelta mit dem Rheinarms Waal und der unteren Maas haben Rotterdam zu einem Tor zur Welt, aber auch zu einem Binnenhafen gemacht. Mit der wachsenden Bedeutung und Internationalität des Rheins wäre ein engerer Zusammenschluß aller Städte am Rhein von Rotterdam bis Basel geboten. Solche engeren Verbindungen würden auch einen guten Aspekt abgeben für die künftigen wirtschaftlichen und kommunalen Beziehungen untereinander.

„Jahrestag der Werbung 1948“. Der Werbeverband Württemberg-Baden veranstaltet am 16. und 17. Oktober den „Jahrestag der Werbung 1948“. Eine Tagung der Werbefachleute aus ganz Württemberg-Baden findet in Schwetzingen statt. Hier wird auch eine Ausstellung graphischer Arbeiten gezeigt. Rund 300 Anzeiger der Werbeberufe, darunter Delegationen aus den Westzonen und Schweiz, werden erwartet.

Die unerhörte Neuerung

Ein alter Pionier erzählt, wie in einem badischen Schwarzwaldtal die Elektrizität eindrang

Sie hätten Ihre Waffefabrik aus dem Württembergischen an die Mündung des Acherals verlegt, das mit einer verschwendisch schönen und fruchtbareren Natur von den dunklen Tannenwäldern der Hornsgründe in die rheinische Ebene hinabläuft, und noch heute steht das ansehnliche Werk dort, gute fünfzig Jahre alt. Dann war der eine der Brüder, Gustav Ziegler, nach Amerika ausgewandert, wo er in einer Baumwollspinnerei arbeitete.

Beide hatten harte Köpfe und eine ausgesprochene Witterung für neue Möglichkeiten, für den technischen Fortschritt; sie waren tief im Wesen Pioniere. In der Waffefabrik zum Beispiel brumme ein Gleichstromdynamo, was um die damalige Zeit und in dieser abgegrenzten Landschaft eine unerhörte Neuerung war, die weit im Umkreis die Gemüter erregte. Elektrischer Strom und elektrische Licht — das kannte man Anfang der neunziger Jahre gemeinlich nicht. Das über schüttelte man die Köpfe; wer weiß, wie es ausgehen mochte. Man diskutierte in den abendlichen Bauernstuben bei Ofen und blakenden Kiesspänen.

Eines Tages ging ein Brief Robert Zieglers an seinen Bruder in Amerika, des Inhalts, er habe den Plan, das ganze Acherthal bis hinauf nach Ottenhöfen mit Strom zu versorgen, und wenn er, Gustav, drüben keine befriedigende Arbeit habe, möge er heimkehren und mit ihm gemeinsam das Unternehmen aufbauen.

Gustav Ziegler verließ die Baumwollspinnerei und Amerika. Dieser selbst, Gustav Ziegler, jetzt im 80. Lebensjahr stehend, etwas altermächtig, dabei beweglich und mit einem spitzbärtigen, intelligenten Gesicht, dessen Augen hinter einer runden Nickelbrille liegen, dieser gar nicht greisenhaft wirkende Mann, sitzt heute noch am Schreibtisch seines Büros, und daselbst befindet sich in dem Hause das kleine Elektrizitätswerk von Kappelrodeck, dessen erste Strommaschine er vor rund fünfzig Jahren einbaute.

„Hier stand damals eine alte Hammermühle“, erzählt er mit freundlichem Bedacht, „von der benutzen wir das Wasser, um einen 110-Volt-Gleichstrom-Dynamo anzutreiben. Die Kabelleitungen

hätte ich selbst verlegt, und sie können mir glauben, es war für uns und das Tal schon ein bedeutungsvolles Datum, als eines Abends das hiesige Rathaus, der Gasthof „Zum Adler“ und die Brauerei „Rebstock“ elektrisch beleuchtet wurden. Die primitive Anlage war nur provisorisch gedacht, wir wollten den Kappelrodeck einmal zeigen, welche Vorzüge das moderne Licht habe.“

„Und dann begann vermutlich ein Siegeszug —?“

„Der Erfolg war unbestritten. Aber meinem Bruder und mir, die wir voller Tatkraft und Unternehmungslust steckten, ging alles zu langsam vorwärts. In Ottenhöfen bauten wir gleich darauf eine stillgelegte Getreidemühle um und schufen dieselbe Einrichtung wie in Kappelrodeck, wobei wir mit zwei Wasserrädern als Antrieb arbeiteten.“

„Und wann wurde das Turbinenhaus errichtet?“

„Schon wenige Jahre hernach. Es steht, mit geringen Veränderungen, heute noch. Immerhin brauchen wir zwei volle Jahrzehnte, bis wir sagen konnten, daß das Acherthal dem elektrischen Strom restlos erschlossen sei. Am längsten dauerte es bei den Bauernhöfen, die einzeln und zerstreut in den Hängen des Tales standen und seit uralten Zeiten gewohnt waren, abgeschlossen für sich zu leben. Die Erfindung elektrischer betriebener Maschinen für die Landwirtschaft ließ immer deutlicher die Vorteile des Stroms als Licht- und Kraftquelle hervortreten.“

„Also versorgen Sie hier das gesamte Acherthal?“

„Mit einer Ausnahme. Der Steinbruch von Friesbach, der sich durch eine größere Spannung benötigt, seinen Strom aus Achern. Das dortige E-Werk, das im ganzen siebzig bis achtzig Ortschaften beliefert, übrigens mit Gleichstrom, während wir ja Wechselstrom produzieren — das E-Werk in Achern als wurde erst 1898 errichtet, es feiert diesem Jahr seinen 50. Geburtstag. Ich aber wollte ihnen von den allerersten Anfängen erzählen; sie mühen sich selbst manchmal wie eine Legende aus ferner Vergangenheit um das Tal wohl gut, daß es nicht vergessen wird.“

Spätsommer am Bodensee

Ein Vierteljahr nach der Währungsreform, gleich das alltägliche Leben am Bodensee äußerlich fast vollkommen wieder dem der Vorkriegszeit. Volle Auslagen, teilweise sogar Dinge, die man in anderen Städten als Konstanz noch nicht bekommt. Preise entschieden niedriger als der westdeutsche Durchschnitt, auch hier steigende Tendenz, die in ungefährlichen Monatsabständen den Preisen in nördlichen Städten folgen.

Mit Aufhebung des Passierscheinzwangs seit dem Spätsommer ein Ferienreiseverkehr ein, der den besten Friedenszeiten nichts nachstand. Durch schnittspublikum überraschend gut, wie überhaupt sofort mit der neuen Währungseinführung die hier an sich nicht sehr zahlreichen Leute verschwanden, von denen man nie wußte, auf welche Art sie ihr Leben finanzierten.

In den nun etwas zahlreicher freigegebenen Hotel großer Betrieb. Gutes Publikum, Menschen, denen man ansieht, daß sie sich einen Urlaub nach viel Arbeit verdient haben. Durchweg überwiegt jetzt der süddeutsche Dialekt auf Straßen, in Läden und Lokalen.

In und um Konstanz zahlreiche und gute Veranstaltungen: Konzerte, Theater, Gastspiele bedeutender Bühnen und Künstler. Konzerte im Freien im alten Rathaus in Konstanz und im Schloss zu Meersburg. Zudem lassen die großen Räume einer unzerstörten Stadt für Veranstaltungen jeglicher Art keine Unterbrechung im Fröhlichen. Im Stadtheater ist Hilpert als der führende Mann mit dem neuen Namen „Deutsches Theater“ eingezogen und zeigt, was man aus einem Ensemble, das nicht viele Stars aufweist, durch meisterhaftes Zusammenspiel herauszuholen kann. Es ist schlechtweg große Klasse, was hier gezeigt wird. Man spricht auch von neuen Filmplänen Hilperts im Bodenseegebiet. Da er auch hierin Fachmann von Rang ist, wäre eine Verwirklichung der Pläne zu begrüßen. — Man spricht auch davon, daß ein Teil des Schlosses auf der Insel Mainau in nicht allzuferner Zeit eine kleine internationale Hochschule aufnehmen soll.

während das übrige Schloß weiterhin Sommerstube des schwedischen Prinzen Lelewel bleiben soll, der die Insel von der letzten Großherzogin von Baden geschenkt bekam. Auf der Mainau selbst hüllt man sich vorerst noch in Schweigen über die Hochschulpäne und bezeichnet sie als noch nicht spruchreif.

„Auf dem See sind inzwischen fast alle Dampfer wieder schneeweiß gestrichen worden. Die alten werden wieder von und nach allen Richtungen durchgeführt; auch schweizerische und österreichische Schiffe ziehen wieder vorbei mit Musik und Hallo. Von deutscher Seite werden auch wieder vor dem Krieges Abendfahrten durchgeführt auf einem der größten Dampfer, der gegen Abend abfährt und nach Mitternacht wieder einläuft. Die Preise hierfür sind annehmbar. Ausgabe von nur 300 Karten und damit die Garantie, daß kein „Rummel“ entsteht; weißgedeckte Tische, Weine und Speisen in großer Auswahl, mehrere Tankapellen und eine Bar an Bord.“

Weiß man auch, daß das Bild, das Konstanz und sein See bieten, nur das einer Feriengegend ist, so freut man sich doch an dem äußeren Bild dieses neuwertigen friedensmäßigen Lebens im Süden und gibt dem Optimismus Raum, daß es hier so bleiben und im übrigen Deutschland zu werden möge.

Mannheimer Jesuitenkirche in Gefahr

Mannheims schönstes Gotteshaus, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Barockstil erbaute Jesuitenkirche, wurde durch das Ludwigshafener Explosionsunglück am 28. Juli erneut schwer beschädigt. Das Dach der großen Kuppel stürzte über 40 Meter tief auf die restaurierte Krypta herunter, in der die Kurfürsten der Pfalz beigesetzt sind. Die Wassermassen, die sich über dem Gewölbe des Mittelschiffs ansammelten, stellen eine ernste Gefahr für das Bauwerk dar. Durch Privatdarlehen soll versucht werden, die Kirche noch vor Einbruch des Winters zu überdachen, um den drohenden Einsturz der Gewölbe zu verhindern.

Ninon Radue

NOVELLE VON HENRY WOLF

9. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

Und versenkte dann das im Garten mit Steinen beschwerte Bündel in der verschwiegenen Flut.

Sie wurde ich Flory Moorleys Helfer, der Helfer einer politischen Agentin. Der Einbruch war mißglückt, das hätte ich mir gegenüber als Entschuldigung gebrauchen können, aber ich belog mich nicht. Ich wußte, daß ich sie auch dann nicht ohne Beistand gelassen und sie nicht verraten hätte, wenn er geknickt wäre. Flory Moorley hinter Kerkermauern — der Gedanke war unerträglich. Nur in einem Falle — richtete sich ihr Handeln gegen mein Vaterland — hätte ich anders gehandelt. Ich hoffte, daß diese Notwendigkeit nicht eintreten würde.

Zurückgekehrt, holte ich auf ihre Anweisung Eis aus dem Keller und legte einen Umschlag auf die entzündete Schulter. Ihr zurechtend, mich als Arzt zu betrachten, überwand ich ihr Widerstreben und untersuchte die schmerzende Stelle am Unterleib. Sie war blaurot, blutunterlaufen und hart. Ein Bluterguß, der in wenigen Tagen geschwunden sein konnte. Aber ob nicht darüber hinaus innere Zerreibungen eingetreten wären, entzog sich meiner Kenntnis. Umschlüge schienen mir angesichts und Flory behauptete, sie als wühlend zu empfinden. Ich deckte sie zu, gab ihr die Zigarette, nach der sie verlangte, und setzte mich dann zu ihr.

Langsam rauchend, die Augen zur Zimmerdecke gerichtet, fragte sie, ob man sie im Garten des „Ambassadeur“ vermilbt habe. Und als ich ihr von Prof. Haller und was ich ihm gesagt, berichtet hatte, sann sie eine Weile schweigend vor sich hin. Und fragte dann, ob ich auch jetzt noch dabei beharren würde, daß wir uns während des Feuerwerks nicht getrennt hätten. Als ich bejahte, zog sie mich mit der Linken zu sich und küßte mich.

Und dann, während ich auf dem Bett raste und ihr Kopf in meinem Arm ruhte, sprach sie über das Geschehene. Ich wisse ja nun und solle nicht fragen, über einiges könne und wolle sie ohnehin nicht sprechen. Ein Zufall habe den Diener des Griechen herbeigeführt, er habe ihr im Ringen den Arm ausgedreht und nur mit letzter Anstrengung habe sie sich losreißen und den Sprung aus dem Fenster tun können. Durch den unbrauchbar gewordenen Arm behindert, sei sie unglücklich abgesprungen und vorwärtstaumelnd auf den Stein oder sonst was im Wege gelegen habe, gestürzt. Aber bei allem sei der Sturz vielleicht ein Glück gewesen, denn im Moment ihres Falles sei der Schuß über sie hinweggegangen. Sie sei verfolgt worden, habe aber die Verfolger rasch abschütteln können, im Laufen komme ihr nicht leicht jemand zuvor.

Sie lächelte in leiser Befriedigung und ich dachte daran, wie oft mich ihr leichter,

rascher Schritt an einen Läufer gemahnt hatte.

Als sie ihr Haus erreicht hatte, sprach sie weiter, sei die Reaktion gekommen. Der unvorhergesehene Mißerfolg habe einige Dispositionen über den Haufen geworfen, in ihrem ziemlich hilflosen Zustand habe sie sich keinen anderen Rat gewußt, als sich anzurufen. In ihrem Schlafzimmer seien ihr — zum ersten Male in ihrem Leben — die Sinne geschwunden. Nun erst fühle sie sich wieder sicher.

Ich verstand, was der letzte Satz bedeutete. Denn durch meine Äußerung zu Prof. Haller hatte ich ihr ein Alibi verschafft. Der Monteuranzug konnte nicht mehr zum Verriäter werden, und meine Antwort auf ihre Frage, ob ich bei meiner Behauptung bleiben werde, gab ihr die Gewißheit, die Polizei nicht mehr fürchten zu müssen.

Das Wenige, was sie mir gesagt hatte, ließ manche Frage offen. Sie mußte Helfer gehabt haben. Vermutlich hatte sie den Anzug in einem geschlossenen Wagen übergestreift mit der Absicht, nach Gelingen der Tat dort wieder in ihr Kleid zu schlüpfen und — angeblich von Signorina Broglio kommend — sich wieder zu mir zu gesellen. Während gleichzeitig der oder die Helfer die Dokumente oder auf was sonst es abgesehen sein mochte, mit dem Wagen in Sicherheit brachten. So mochte es gewesen sein. Die Verfolgung aber hatte es ihr unmöglich gemacht, zu dem Wagen zu gelangen, die Helfer hatten sich um den Staube gemacht und mochten ihre guten Gründe haben, Flory Moorley nicht in ihrer Wohnung aufzusuchen. Das war eine Erklärung dafür, daß ich sie hilflos aufgefunden hatte. Es hatte keinen Zweck,

sie zu fragen, es lag in der Natur der Sache, daß sie mir keine oder allenfalls eine unwahre Antwort geben würde.

Nur die Frage konnte ich nicht unterdrücken, ob auch der Ausbruch des Feuers auf der Brücke ihr Werk gewesen sei. Sie wiederholte als Antwort nur, ich solle nicht fragen und schloß die Augen. Dieses Ausweichen kam einer Bejahung gleich. Man konnte vermuten, daß der Zweck der Fahrt gewesen war, eine Verwirrung zu erzeugen, die dem Täter das Entkommen aus dem Hotel erleichtern sollte.

Ich erneuerte die Umschlüge, es fiel mir vor der sich meinen Augen darbietenden blumenhaften Schönheit schwer, die Sachlichkeit eines Arztes zu bewahren. Auch in Flory Moorleys Garten blühten Magnolien und ihr Duft drang, mit dem von Mandelblüten und Kastanien untermischt, zu den halbgeöffneten Fenstern herein. Aber mir war, als gehe all das süße Duft von Flory Moorleys weißem blühenden Körper aus.

Das Licht der Nachtschlampe warf einen mattrosa Schein auf ihr Gesicht. Es zeigte nichts mehr von Schmerz, sein Ausdruck war weich und entspannt. Der rote Mund war leicht geöffnet, die dunklen Wimpern ruhten, frei von jedem nervösen Zucken, sanft über den geschlossenen Augen. Sie schien eingeschlafen. Aber als ich behutsam meinen Arm zurückzuziehen begann, in dessen Beugung ihr Haupt ruhte, hinderte sie mich daran. Ohne die Augen zu öffnen, sagte sie leise: „Laß, es ist schön so.“ Und als ich gehorchte, wiederholte sie: „Es ist schön so.“ Und daß Du bei mir bist... Du weißt nicht, wie allein ich bin.“

Als ich sie vor zwei Stunden aufgefunden hatte, auf dem Gesicht liegend, den Leib schmerzverzogen, war neben dem Schreck ein Gefühl in mir aufgestiegen, das ich jetzt als Mitleid definierte, aus einem starken Eindruck von Verlassenheit Flory Moorleys erwachsen. Bei einer Tätigkeit, wie die von ihr ausgeübte, mußte man wohl sehr allein sein.

Ich äußerte den Gedanken und fragte, ob sie nicht ihr gefährliches Gewerbe aufgeben wolle, das ihr eines Tages zum Verhängnis werden müsse. Aber sie bewegte nur leise verneinend das Haupt. Nach einer Weile, als ob sie meine Gedanken mitgedacht habe, sagte sie mit einem kleinen Lächeln, daß wir uns in Deutschland nicht wieder begegnen würden. Ich schwieg dazu, es war nicht nötig, eine andere Antwort zu geben.

In dieser Nacht wachte ich bei ihr, von Stunde zu Stunde die Kompressen erneuernd. Sie schlief in einem unruhigen Schlaf. Und als ich einmal, ehe ich den Umschlag auflegte, den magnolienweißen Leib küßte, strich ihre Hand mit sanftem Druck über mein Haar.

Als ich am Morgen schied, hatte ich die Genugtuung, die Schwellung fast ganz geschwunden zu sehen. Zwar verursachte der Arm noch einigen Schmerz, aber seine Beweglichkeit war so weit wieder hergestellt, daß niemand die noch verbliebene Behinderung bemerken würde. Doch wichtiger war mir noch, daß Flory behauptete, an der von dem Bluterguß betroffenen Stelle keinen erwähnenswerten Schmerz mehr zu verspüren.

Als wir uns am Nachmittag sahen, in dem unvermeidlichen Kreis, war sie heiter und frisch wie stets. Niemand fiel es auf,

daß sie das Glas mit der Linken zum Munde führte. Einer Frau von ihrer Geschicklichkeit fiel es leicht, die Schwäche des rechten Armes und den Schmerz, den er noch verursachte, zu verbergen.

Der Einbruch bei dem Leiter der griechischen Delegation bildete natürlich ein Weichen das Gesprächs. Die Presse hatte Berichte gebracht, die nicht mehr enthielten, als ich bereits erzählt habe. Nach dem Mann im Monteuranzug wurde gefahndet, es wurden, wie üblich, Angaben aus dem Publikum erbeten. Um es gleich zu sagen: es erhob sich keinerlei Verdacht gegen Flory Moorley. So war ich einer Zeugnishaft entzogen, bei der ich nicht gezeugt hätte, sie zu schützen und mich damit schuldig zu machen. Aber ich bereue auch heute noch nicht, daß ich diese Schuld auf mich genommen hätte, mögen andere darüber denken, wie sie wollen.

Drei Wochen noch dauerte die Ratschlagung, und in keiner Nacht dieser Wochen sah ich mein Hotelzimmer. Die Magnolien verblühten, aber mir blühten schönere in duftreichen, unvergesslichen Stunden. In der Nacht, die jener die Wacht bei Flory Moorley folgte, nannte sie mir Ninon als ihren wahren Vornamen und begehrte, nicht anders von mir genannt zu werden.

Und unter diesem Namen habe ich mir die Erinnerung an sie bewahrt. Flory Moorley, die Agentin, hat sich anderen gehört und war keine Frau, die man liebt. Ninon war nur mein, und war es auch eine seltsame Liebe, die uns durch Jahre verband — es war doch eine Liebe, die in mir lebendig bleiben wird bis zuletzt.

(Fortsetzung folgt)

